

Richters Marie.

Eine Geschichte aus Siebenbürgen von Regina Siegler.

1.

„Und ich sage dir, Marie, diesen Karl Evers, müßt du dir aus dem Sinn schlagen!“

„So wettete der erzürnte Dorfrichter Steinhart auf seine weinende Tochter herab.“

„Ich bin ein guter Sachse und werde nicht dulden, daß du mir einen solchen hergelaufenen Kerl als Schwiegersohn in's Haus bringst.“

„Aber Vater, Karl ist doch brav und fleißig, schau' dir nur die neue Brücke an; die hat er doch gebaut und —“

„Ja, ja, ein Einzel; es bleibt dabei — und nun nicht mehr gefasst! Nimm Heugabel und Rechen und schau' nach dem Grummel. Spütel auch, heute noch muß es unter Dach kommen, morgen kann es wieder Regen geben, und es ist keine Zeit zu verlieren.“

Marie gehorchte. Sie mußte, gegen solche Nachworte des Vaters war augenblicklich nichts zu machen. Sie neßelte ihre beiden Hände, die ihr in der Erregung herabgeglitten waren, wieder auf, dann eilte sie zum Brunnen im Hof, wo sie ihre rothgeweineten Augen kühlte und wusch.

Ein tiefer Seufzer jitzerte noch über ihre Lippen, dann ein gewaltiges Zusammenraffen aller Willenkräfte und bald stand sie auf der Wieße hinter dem Garten, mit kräftigen Händen das duftende Grummel bearbeitend.

Was dabei drinnen unter dem Wiedertobte und der glatten weißen Stirne, das mußte freilich Keiner. Die Mägde und Burtschen neben ihr schielten verhalten nach ihr hin, denn hübsch war Richters Marie mit ihren frischen roten Wangen und dem schlanken vollen Busch.

Und dabei war ihr Wesen so herzlich und einfach, und unfreundlich sah sie Niemand.

Wie Viele beneideten sie, war sie doch die einzige Tochter des reichen Steinhart!

Ganz vertieft in die eifrige Arbeit, fühlte sie sich plötzlich von rückwärts leise an der Schulter berührt. Es war die alte „Dore“, die seit dem Tode der Mutter ihr im Haushalt zur Seite stand, sie brachte das Mittagessen für Marie und die Arbeiter.

Da... verhalten drückte sie einen Zettel in Mariens Hand... sie allein wußte von ihrer Liebe und ihrem Leid. Die alte, gute Dore!

Marie wirft einen Blick in den Zettel und ein halbunterdrücktes „Wieder!“ entfährt ihr.

„Ach, Dore, was soll nur mit uns werden; Vater will ja nichts von Karl wissen, und ich kann nicht von ihm lassen.“

„Marie, heute müßt du noch mit ihm sprechen, er wartet Abends dort hinter den Weiden; er war so verzweifelt! Darf ich ihm sagen, daß du kommst? Ihn's noch einmal,“ raunte die alte Dore ihr zu.

Und wie ein Hauch kommt es von Mariens Lippen: „Ich werde kommen, heute Abend noch einmal.“

Es ist Mittagzeit auf dem Felde! Die Sonne brennt, so viel sie brennen kann. Die Köpfe glühen von der heißen Arbeit und der Schweiß perlt von der Stirn.

Burtsche und Mägde lagern sich unter dem nahen Weidengebüsch. Ein gesunder kräftiger Menschenschlag, diese Burtschen und Mägden, geübt und doch so stramm und kernig. Bei der Arbeit immer frisch und flink, auf dem Tanzboden und Turnplatz hellen sie ihren Mann, diese Sachsenjünglinge!

„Hei, war das ein Vergnügen, sie turnen zu sehen! Die Lehnigen und doch so geschmeidigen Glieder, diese Bewegungen voll Kraft und Ursprünglichkeit.“

„Du, Lehrers Fritz, warst du wieder nicht mit dem Turnen in der Stadt am Sonntag?“ fragt einer der Burtschen der blauen, aber kräftig gebauten Nachbar zu seiner Linken.

„Wirst wohl wieder über deinen Büchern gelesen haben, du Bücherwurm, du!“

Dieser ward noch um einen Schatten blässer; er bebte sich mühsam, um nicht eine Antwort zu geben, wie sie die spöttliche Frage herausforderte: „Ja, ich habe auch gelesen daheim und — meine trante Mutter konnte ich nicht allein lassen, ihr wußt es doch! Feig bin ich nicht, und deshalb bleib ich nicht zu Haus —“ dabei fuhr ein Blick heller Betrachtung aus seinen grauen Augen über die Anbrenner.

„Nun, ihr könnt zufrieden sein, es geht ja in der Zeitung, daß ihr ebenförmig wie die Städter — das wölltet ihr doch hören von mir und nun — keine Sticheleien mehr!“

„Und du bist doch ein Feigling,“ klang es in der Runde; „keinen Muth hast du. Wärest du nur einmal so über den Barren gesprungen, hättest so in der Luft geschwebt mit Gefahr, daß dir alle Knochen im Leib zerbrechen könnten, so wärest du, daß wir's nicht der Zeitung wegen thun, sondern weil es uns Spaß macht; aber du, du hast keinen Funken Muth, Gelerter du.“

So ging es noch eine Weile hin und her, bis Richter's Marie mit energischen Worten dem Streit ein Ende machte.

„Seht endlich Ruhe und geht frisch“

an die Arbeit, scheltet mir Fritz nicht, der ist gut so, wie er ist.“

„Murrend, aber doch fleinlaut geworden durch die Zurechtweisung, eilten die Burtschen wieder zur Arbeit.“

Marie trat zu Fritz, dem Lehrerssohn, der mit zusammengekniffenen Lippen seitwärts stand.

„Mach' dir nichts aus dem Gerede der dummen Jungen, Fritz. Du weißt, die verkehrt's es nicht besser, und behalte du nur deinen Kopf oben.“

Sie verstand ihn, wußte, daß es hinausdröbe aus dem engen Heimathsdörfchen. Oft, wenn er hinter dem Hause seiner Mutter vor sich in Gedanken hinstrahlte, legte sich plötzlich Mariens lächelnde Hand auf seine heiße Stirne, und ihr „Guten Tag, Fritz!“ berührte ihn jedesmal wie warmer Sonnenschein.

Sie waren beide Nachbarskinder, und ihre Mütter waren gute Freundinnen gewesen, bis Mariens Mutter vor wenigen Monaten gestorben war.

„Wie geht es deiner Mutter?“ war immer Mariens erste Frage, denn jene war sehr liebend.

Und Fritz konnte keine frohe Nachricht geben; in den letzten Tagen ging es immer schlechter, und dann brach sich der Schmerz um die Mutter Bahn, und Marie hörte den Jammer des Sohnes, der stumm zusehen mußte, wie sie litt, der seine Jugend hier begraben mußte, und wie ein Schrei von Qual und Weh kam es von seinen Lippen: „O meine Jugend, meine schöne, verlorene Jugend und mein großes Wollen und — Mutter, Mutter, ich kann doch nicht von dir gehen!“

Was Marie schon so oft gesagt, sie sagte es immer wieder: „Geh' nach der Stadt, Fritz, lerne, studire; ich will deine Mutter pflegen, so gut und treu, glaubst du mir das nicht?“

„Ja, ich glaube dir's — aber ich kann ja doch nicht fort, ich habe die Mutter so lieb und sie — es wäre ihr Tod, ginge ich fort, und doch — ihr Tod! — O, dann wäre ich erst — — erlöst — ich aber ganz allein — — warum mir das Alles?“

So war Marie oft sein tröstender Engel gewesen, und auch jetzt wußte sie den Gleichklang unter den Streckenden durch ihr frisches, natürliches Wesen wieder herzustellen.

„Grüß Gott, Richters Marie!“

Ein junger Bauer von der anstößenden Wieße ruft diese Worte hinterher, indem er lachend seinen Hut schwenkt.

„Soll ich euch nicht helfen? Ihr werdet bis zum Abend doch nicht fertig, so scheint es.“

„Danke, Nachbar, wir bringen's auch allein zusammen,“ tönte Mariens Stimme zurück.

„Kannst mir ferne bleiben, du Progenmaul,“ sind ihre Gedanken dabei. Wie sie ihn hatte, den jubringlichen Freier, der sie schon lange mit seinem Werben quälte. Freilich, er meinte, weil die beiden Wießen so hübsch zusammenhängen, müßten es auch die zusammenhängenden, müßten es auch die beiden Herzen — und Geld muß zum Gelde kommen, so dachten auch die beiden Väter. Aber nein! Das nicht, ihrem Karl konnte und wollte sie die Treue nicht brechen, und wenn nur der Vater nicht so hart wäre — oh, sie fühlte sich so elend und fand keinen Ausweg, wie sie sich ihren Kopf auch gemarterte!

2.

Die Sonne ist hinunter, es beginnt zu dämmern. Die Arbeit ist gethan, das Grummel fertig, und da kommen schon die städtischen Wagen, und es aufzuladen — nun geht es heimwärts. Es ist Frierabend.

Marie hat den Abendimbiss für die Arbeiter zurechtgemacht, das Essen ist vorüber.

Sie eilt auf ihre Kammer, schlingt ein Tuch um ihre leuchtenden Fiedeln und blickt leise hinaus. Bis jetzt hat er wohl gewartet dort hinter dem Weidengebüsch, ihr Karl... Da richtig! Seine dunkle Gestalt hebt sich darans empor und die Weiden halten sich still und lange umschlungen.

„Endlich darf ich dir wieder einmal in die Augen sehen,“ flüsterte er. Eine heiße Thräne fällt aus ihren Augen auf seine Hand.

Er erschrickt und hebt ihr gefencktes Köpfchen zu sich empor: „Was ist denn, Marie, du weinst? Was ist Schlimmes geschehen? Du bist ja ganz stumm und —“

„Ach, diese Heimlichkeiten, Karl, wie wehe thun sie mir! Vater ist so böse, er mag dich nun einmal nicht, und ich weiß nicht, was mit unserer Liebe noch werden soll. Er hält dich bloß für einen Maulhelden, der nichts versteht.“

„Warte nur, Marie; ich will dir etwas verrathen. Ich habe Aussicht, einen schönen Bau zu erhalten; da soll dein Vater sehen, daß ich auch etwas kann, und dann — ja, dann wirst du doch die Meiner!“

„Ach, Karl, das wäre ein zu großes Glück! Wo ist dieser Bau?“

„Gebuld, das bleibt noch mein Geheimniß. Aber nur Kopf hoch und vertraue mir, und — manchmal muß ich dich sehen, Marie, sonst halte ich's nicht aus. Verspricht du mir das?“

„Kann ich denn anders? Ich will dir schreiben, wann und wo wir uns sehen können, durch die alte Dore...“

„Dann noch ein langer Kuß, und bald war sie im Dunkel verschwunden und eilte durch den Garten nach Hause.“

Der Sommer war verblüht — Spätherbst!

Die Gemeinde hatte seit mehreren Jahren einen Bauhof angelegt, und nun sollte endlich zum Bau des notwendigen Gemeinde- und Rathshauses geschritten werden, denn der Fond hatte die nötige Höhe der Summe erreicht.

Zu der nächsten Preisversteigerung sollte der Bau einem tüchtigen Baumeister übergeben werden.

Die Pläne der verschiedenen Bewerber lagen vor, danach sollte entschieden werden. Es war unserem Richter wiederholt zu Ohren gekommen, daß der junge Carl Evers, Mariens Geliebter, Aussicht darauf habe. Doch er wollte es nicht glauben. Nein, sich einem Kerl den man nicht genau kannte, der nichts besaß, gar nichts, kein Haus, keinen Grund, dem eine so schöne Arbeit zu geben — nein und dreimal nein!

Heute war der wichtige Tag. Man sah die städtischen Bauern und Vorarbeiter zur Sitzung schreiten mit würdigen Amtsmännern. Und was der alte Steinhart gefürchtet, geschah: Carl Evers, dessen Entwurf der Mehrheit gefallen, erhielt den Bau!

Als er der Richter, der sich so sehr dagegen gekräuelt, ihm auch noch mit lauerfüher Miene seinen Glückwunsch aussprechen mußte, dachte er bei sich — das war ein Stück Arbeit — lieber einen Tag lang Holz haken!

Marie, zu welcher das Gerücht schon gebrungen war, wollte dem aus der Sitzung heimkehrenden Vater jubelnd entgegengehen, denn sie hoffte, daß er nun anderer Meinung geworden sei.

Doch der Vater wehrte sie ab und rief in verbissenem Groll: „So, du glaubst, daß nun Alles anders werde? Nein, das ändert gar nichts an der Sache. Gehört das Rathhaus etwa ihm? Erst soll er, er selbst — hörst du — ein Haus mit Hof und Garten haben! Kann er das aufweisen, bis —“

„— bis das Rathhaus fertig ist, dann mag er von Richter's Marie anhalten, dann bekommt er sie, früher nicht. Möchte sich so Einer bequemen da herein in's Volle legen, in die fertige Wirtschaft! — Ich lenne die Schliche schon.“

Empört fährt Marie auf: „Vater, du thust ihm Unrecht, das ist nicht wahr, was du von ihm glaubst!“

„Gut, gut, es bleibt dabei, was ich sagte; laßst es deinem Karl meinetwegen sagen.“

Nach einer Pause, in welcher Marie stumm vor sich hin gestarrt und ihr Herz sich in gerechter Bitterkeit gegen den harten Vater zusammenzog, sagt er etwas weicher:

„Nun noch eins. Schau, ich will nur dein Glück. Du sollst und wirst diesen Evers vergessen. Ich habe mir gedacht — diesen Winter giebt es hier wenig Spinn- und Weberarbeit bei der geringen Flach- und Hanfernte. Dore kann das allein fertig machen mit den Mägden. Deshalb sollst du nach der Stadt in die Volkstude. Da lhu' die Augen auf, lannst viel lernen, was du brauchen wirst einmal als städtische Bäuerin hier. Ueber acht Tage fahre ich hinein und nehme dich mit.“

Marie ist ganz stumm vor Liebererhöhung und sammelt nur: „Aber Vater, das lann ich doch nicht, ich —“

„Kein's Widerpruch! Tritt dein Glück nicht mit Füßen. Georg kommt auch mit und du weißt, daß ich gern sehen möchte, wenn etwas aus dir und ihm wird. Schau' dir einmal die städtische Wirtschaft drüben an! Wenn du dort hinein lämest, das würde ich mir loben!“

Marie schüttelte stumm den Kopf, die bitteren Worte, die sich hervorbrangen wollten, müßsam unterdrückt. Sie wußte, daß sie geborchen müßte und sich nach des Vaters Willen für die Reife in die Stadt vorbereiten — das Andere — ach, da würde der liebe Gott helfen — sie wußte keinen Ausweg, keine Hilfe mehr!

Rachmittags sah sie im Garten in der Bodenaube, die letzten Schoten für den Winter sammelnd. Tiefe Seufzer, leises Schluchzen waren von Zeit zu Zeit hörbar und wehmüthig klang das alte Volkslied aus ihrem Mund:

„Es waren zwei Königskinder, Die hatten einander so lieb —“

Die silbernen Herbstbläuen flogen in der Luft, Alles war so still und traurig geworden, und nun sollte sie fortgehen, auf Wochen fort von Allem, was sie liebte, auch von Karl.

Da rauchte es hinter ihr und vor ihr stand Lehrers Fritz. Er sah, daß ein neues Leid sie quälte, und auf sein Fragen schüttelte sie allen Jammer ihrer Seele vor ihm aus, und nun war er der Stärkere, der ihr Muth zusprach und so zu trösten wußte, daß sie wieder einen Funken Hoffnung hatte und ihrer Liebe vertraute, als sie sich trennten.

Die Tage flogen. Morgen sollte sie nun mit dem Vater in die Stadt, um in die Hochschule einzutreten. In der Dämmerung trafen sich die beiden Liebenden zum letzten Mal auf der Wieße, die so viel Leid und Glück schon gesehen hatte.

Dort erzählte sie Karl des Vaters höhnlich gestellte Bedingungen, und ein schwerer Schatten ging über Karls lächelndes Gesicht, als er sie vernahm. Ja, das war wohl unmöglich! Denn wie sollte er so viel Geld austreiben, ein Haus und Hof zu bauen und in so kurzer Zeit, bis das Rathhaus fertig war!

Sie schieden in heißem Weh und doch mit dem festen Vertrauen in ihre Liebe und dem Gelübniß der Treue — eine leise dunkle Hoffnung wollte sie doch nicht ganz verlassen.

Marie war in der Stadt. Flink und freundlich, wie sie immer war, liebte man sie auch dort und Jeder, der in die Volkstude kam, wollte gern von der frischen blonden Marie bedient sein.

Niemand wußte, wie tief unglücklich sie war, und wohin ihr Sehnen ging. Nur an den Tagen, wenn ein Brief vom Viehsten kam, ging sie einher wie eine aufblühende Rosenknospe, das Glück lagte ihr aus den Augen — bis der Vater dahinter kam, und dann durfte auch das nicht mehr sein.

Das Frühjahr war da; in der Gemeinde wurde mit dem Rathhausbau begonnen. Schon standen die Mauern städtisch und breit und der junge Baumeister ging strahlend einher. Nicht neben dem Platz, auf welchem das Rathhaus gebaut wurde, hatte in alten Zeiten ein Bauernhof gestanden; doch war er seit vielen Jahren verfallen, der Besitzer beramte und war dann ausgemindert.

Dort entstand plötzlich neues Leben. Fleißige Hände arbeiteten von früh bis Abends, es entstand ein neues Haus, und wenn Evers, der den Bau leitete, nach dem Besizer desselben gefragt wurde, meinte er geheimnißvoll: „Ein Fremder ist es, der hier den Sommer mit seiner jungen Frau zubringen will auf dem Lande.“ Mehr war nicht aus ihm herauszubringen.

Pfingsten nahte. Das neue Rathhaus und daneben das Nachbarhäuschen lachten dem Wanderer schmunz entgegen, und Mancher blieb stehen und schaute sich Alles genau an. Neben dem Häuschen waren die Stallungen, Scheune und Garten. In den Ställen blühten die Kinder und gestielte Kühe, der Garten stand in üppiger Fülle da; die fetten, so lange unbenützte Erde brachte das schönste Gemüse und die farbigsten Blumen hervor. Wie gern wollte Marie Pfingsten dabei feiern. Sie hatte ganz sehnsüchtig an den Freund, Lehrers Fritz geschrieben und um Nachricht über Karl gebeten. Dieser sagte es der tranken Mutter, und sie hörte erst zu, als er ihr von der Härte des alten Richters erzählte! Dann sagte sie zu Fritz: „Du lannst hinübergehen und Mariens Vater auf ein Stündchen zu mir bitten — sage ihm, daß ich es wünsche, und er wird meine Bitte erfüllen.“

Der Richter kam, wenn auch noch einigem Zögern. Er liebte die Krankenstimmlichkeit, alles Schwache nicht, er wurde nicht gern weich, und Jemanden leiden sehen, machte ihn immer weich, und darum kam er nur ganz selten zur tranken Lehrerin, obwohl sie die Freundin seiner verstorbenen Frau gewesen war und die beiden Häuser in früheren Tagen Freud und Leid mit einander getheilt hatten.

Als er nun neben ihrem Bett saß, dankte sie ihm herzlich und sprach zu ihm, mild und ernst von den alten Zeiten, von seiner Frau, und daß sie ihr gelobt habe, wenn es nöthig sei, auch zu helfen, daß Marie, ihr einziges Kind, glücklich werde. „Wißt ihr, Nachbar, wie Marie leidet, wie sie sich nach euch und ihrem lieben Karl verzehrt in Sehnsucht? Könnst ihr das beantworten mit gutem Gewissen?“

„Ja, aber es ist doch zu ihrem Glück, wenn sie dort in der schönen Stadt auf andere Gedanken kommt und diesen Karl Evers vergißt,“ fiel er ihr polternd ein.

„Nein, lieber Nachbar! Was Ihr für Mariens Glück haltet, ist es nicht, denn sie lann sich nicht an einen Mann werden, den sie nicht liebt. Seht, könntet ihr meinen Fritz so hinausziehen in die weite Welt, nach welcher er solche Sehnsucht trägt, das wäre ein Glück! Aber das lann ich ja nicht — ich lann nur beten, daß ich bald erlöst werde von meinen Leiden und er frei wird durch meinen Tod. Dann wird er wohl seinen Weg finden.“

„Was thut ihr aber? — Eure Frau hat es gewünscht, daß es durch eure Härte und euren Hochmuth so kommen würde mit Marie und was ich ihr versprochen, das halte ich auch. Wehrt euch nicht, ruft Marie zurück, und gebt sie dem Mann, der sie liebt, er verdient es und ist tüchtig und brav — werdet ihr es thun?“

Er ist erschüttert, die Worte trafen sein Innerstes. Er kämpft gegen sein aufquellendes besseres Fühlen, aber die harte Rinde löst sich — „Morgen, morgen — laßt mir Zeit, ich —“ damit stürzte er erregt hinaus. Die trante Frau aber lächelte still vor sich hin und weiß, daß sie über sein Herz gestiegen hat.

Pfingstsonabend! Marie steht am Fenster in trübem Gedanken — dort die Heimath, das Glück und — sie hier ferne von Allem in der fremden Stadt; heiß quillt es aus ihren Augen hervor und — da — was ist das? Ein Wagen rollt in den Hof, und der junge Lehrerssohn, Fritz, springt herab. „Ach, wach! ein Wiedersehen, ein Jubeln und Fragen!“

„Ja, ja, du sollst mit mir nach Hause fahren, Vater ruft dich, rath, pade deine Sachen, vor Abend müßten wir dort sein.“

„Aber wie ist das möglich, und was ist mit Karl, sag' mir doch —“

„Gebuld, Gebuld, Alles sollst du ertragen,“ meinte er nedend; „lannst du denn nicht ein wenig warten, du Marie, du! — Aber häßlicher bist du auch nicht geworden und Karl ist doch wirklich zu beneiden.“

„Wie du übermüthig sein lannst, Fritz,“ lachte sie unter lieblichem Errotzen.

Bald rollten sie lustig aus der Stadt

hinaus, dem Heimathdörf zu. Marie mit bangem und doch leise hoffendem Herzen.

Die Fahrt der Wagen endlich in den heimathlichen Hof hinein. Der Vater steht am Fenster, eben im Begriff, zur Nachbarin zu gehen und ihr zu sagen, daß er zu Allem bereit sei, um Marie glücklich zu machen, und daß er sie beimholen wolle. Da — steht sie plötzlich vor ihm und hängt schluchzend an seinem Halbe.

Verwunderung und Freude, Alles schwirrt in den nächsten Sekunden durcheinander in tausend Fragen und Antworten.

Raum ist Alles klar geworden und man hat erfahren, daß Fritz Marie auf eigene Verantwortung abgeholt hatte — natürlich im Einverständnis mit Karl, so tritt dieser ein, ernst und doch froh bewegt, und hält mit einfachen, aber herzlichen Worten an Marie an.

Die Bedingung, zugleich mit dem Rathhause ein eigenes Haus aufzuweisen, ist erfüllt; es steht daneben, gebietet mir und — und will's Gott, auch meiner Marie.“

War das ein Jubel! Der Alte wuschte sich verflohen eine Thräne ab, als er das Glück der Beiden sah, und wie es nur möglich gewesen, das Haus in so kurzer Zeit fertig zu bringen, war seine erste Frage.

„Das habe ich Lehrers Fritz zu verdanken; der gab mir den Rath, durch den Herrn Pfarzer das Geld von der Kassenfischen Sparrasse zu erbitten. So machte ich's auch, und so gelang es mir, das Haus zu bauen und durch den Rathhausbau ist es mir möglich geworden, die Schuld gleich abzutragen.“

„Komm“, Karl, wir wollen zur Frau Nachbarin, damit sie unser Glück auch sieht, denn ihr haben wir es zu danken,“ flüsterte Marie und zog ihn mit sich fort.

Sie traten in's Krankenzimmer — dort lag Fritz, stumm über die Mutter gebeugt, in starrtem Schmerz — sie war nicht mehr.

Eben hatte er ihr von Marie Alles erzählt und sie hatte darauf freundlich gelächelt, noch einmal seine Stirn geküßt und leise gefragt: „Thut dir ihr Glück auch nicht weh, war sie dir nicht lieb, Fritz?“

Er aber hatte leise den Kopf geschüttelt, verwundert über der Mutter Befürchtung, dann noch ein leichtes seliges Lächeln der Mutter, und — sie war todt.

Marie war heimgekehrt zu neuem schönen Glück — ihn, den Jugendfreund trieb es nun hinaus — nun hielt ihn ja seine Mutterliebe hier. Was es ihm bringen werde, das Leben draußen? Kampf und Mühen gewiß — ob auch Glück und Frieden?

Der Wolf im Walde.

Eine Geschichte aus Mordelshöhle von W. Vonn.

In der langgestreckten Dorfstraße von Mordelshöhle öffnet sich lürend die Fenster und neugierige Bäuerinnen-Gesichter schauen heraus. Begehrte Bäuerntypen erschienen in den niederen Thüröffnungen und fogar der Sebler-Seppe, der faulste Mann im Dorf, hatte sich von seiner Bank erhoben und war schneller, als je seine Beine sich geregt, der Haustür zugeklauten.

Was gab's, daß es von fern so schrie! War Feuer im Dorf? Hatte der Schafhirt in seinem gewöhnlichen Dufel ein Duzend seiner feinsten Wollstränge verloren? Oder prügelte wieder der dicke brutale Dorfwrith seine Eheleute?

Nein, nichts von alledem! Das Gedröge ging von dem Augenichts aus, dem Nazi, dem Bud des Mühl-Toni — einem recht gottvergeßenen Bengel, dessen Kopf schier zu klein war für alle die dummen Streiche, die drin strekten. Und Nazi war's eben, der jetzt durch das Dorf lief und mit allen Zeichen des Schredens in die Häuser schrie:

„E Wolf! E Wolf! E Wolf ist im Wald! Ich selbst ha'm gefehnt! E Wolf — e großer Wolf!“

Ein Wolf! Das ging den biederen Mordelshöhlern wie ein elektrischer Strahl durch die Glieder. Zwar — man hatte noch nie einen Wolf gesehen und selbst die ältesten Mordelshöhler erinnerten sich nicht, je von dem Vorkommen eines solchen hier gehört zu haben, aber in ihrer Vorstellung war ein Wolf ein ungeheures und gefährliches Raubthier, das man vernichten mußte, wenn man nicht wollte, daß es ganz Mordelshöhle vernichte.

Aus der Erkennung, in welche Nazi's Schredensruf die befürzten Bauern und zeternden Weiber anfänglich versetzt hatte, löste sie ein Ruf des Seblers-Seppe, der plötzlich schrie:

„Alle Gemeindegeldesten auf's Gemeindegeld! Das geht halt an's Leben!“

Zitternd wandten die Aeltesten zum Gemeindegeld-Vorhand. Scheu sah Jeder zu sich, ob nicht der Wolf schon sich zeigte, und die guten Mordelshöhler an Leben und Gesundheit bedrohte. Auch Michel, der tolle Flurhühner, der sonst des liebevollen Studiums weißen Korbes sich befleiß, trennte sich von der Flasche und schick, nachdem er mit vieler Mühe den rothigen Säbel aus der Scheide gezogen hatte, ebenfalls zum Gemeindegeld. Wenn's Gefahr gab, war er sonst zwar nicht der richtige Mann an der Stripe, aber das, was ihn heute trieb, war die Neugier!

Zitternd eröffnete der Gemeindegeld-

hand die Sitzung mit dem tiefstinnigen Ausruf:

„Thun müß' m'r was!“

„Die Gemeinde nicht, aber kein Mund sprach — nur weit geöffnet war jeder.“

Und dann kam es hier und dort: „Thun müß' m'r was!“

Der Michel, vom „Korn“ angefeuert, schrie plötzlich erklaunt müßig dazwischen:

„Zerschlag'n müß' m'r ihn, den Wolf!“

Und sein Beispiel wirkte. Auch die Feigsten belamen sogleich Muth, um ebenfalls zu rufen:

„Freilich! Zerschlag'n müß' m'r ihn!“

Und nun wurde das ganze Dorf aufgeboten. Und alle Mannen kamen, einer fühlte seinen Muth an dem des anderen erstarren. Und wie kamen sie: der mit der Sense, jener mit hochgeschwungenem Dreiflegel, andere mit Knütteln, der Dorfwrith mit einer rothigen Jagdklinge und der Seblers-Seppe gar mit einem uralten Morgenstern, der einmal auf dem Oberboden der alten Kirche in einem Winkel gefunden worden war.

Und nun ging der Muth los — der Nazi voran, der mit stiller Freude den aufgebotenen Mordelshöhler Landsturm betrachtete.

War doch ein jeder Burtsch, der Nazi. Als man sich dem Wald näherte und der Muth sich merkwürdig verlangsamte, sprang er allein fröhlich voran.

„Da drinnen spürt der Wolf!“

Die Alten schämten sich vor solchem Jungen-Muth. Und wenn auch mancher Mordelshöhler bleich wurde und zitterte, so ging's doch voran auf das Döckel zu, darinnen nach Nazi's Versicherung der Wolf sein sollte.

Um sich Muth zu machen, schlug man mit den Knütteln in die Bäume, schlug die Samen aneinander und schrie abwechselnd „Vorwärts!“ und „Hurrah!“

Dann ward's plötzlich still — müßig. Ein Rascheln wurde im Döckel hörbar. Der flurhühner Michel ließ den Säbel fallen und wich hundert Meter zurück. Der Seblers-Seppe ließ schagrau den Morgenstern sinken und stotterte nur:

„Das — wenn's der Wolf war!“

Nazi allein springt vor.

„Ich hol' den Wolf raus!“

Hat der Bud den Teufel im Leib? Wirklich, er springt in's Gebüsch und auf's Neue raschelt und bricht's in den dürren Zweigen. Und nun ertönt eine zeternde Stimme:

„Wah! gefehnt! — Männer mit Spieken und Stangen! Thun Se mer nicht — bin ich doch a armer Handelsmann. — Kennst doch Jeder in mir den rechtichastenen Wolf!“

Und mit diesen Worten trat der Allen betannte Hausfrier Wolf aus dem Busch hervor, während der Nazi laut aufschaute und den Bauern eine fürchterlich lange Nase drehte.

Nun aber hatte der Michel Fritz bekommen und sprang vor. Aber sein Griff galt nicht dem Wolf, sondern dem Nazi! Und während er ihn hin- und herhitzelte, ging ein Platzregen von Verwünschungen der tapferen Mordelshöhler Bauern auf den Buden nieder.

Damit war aber nicht Alles gethan. Statt des Wolfes führten die Bauern den Nazi gewaltiam in's Dorf. Und dort überantworteten sie ihn dem Herrn Schullehrer, der ihm den Lohn für seine lähne That in vielen wohlgezählten Streichen — die ihn andere für die erste Zeit vergesien ließen — mit ungebrochener spanischer Rohr-Nase aufzählte! —

Die Mordelshöhler Stedenreiter.

Die Süddeutsche Landpost in Nürnberg, die jüngst an die vor 250 Jahren erfolgte Unterzeichnung des Friedens-Exekutions-Hauptvertrages erinnert, erzählt jetzt folgende damit in Zusammenhang stehende Geschichte von den Mordelshöhler Stedenreitern: Ein lustiger Kopf hatte unter den Buden Mordelshöhls ausgeföhrt, daß der taiferliche Gesandte Herzog Octavio Piccolomini entschlossen sei, jedem Knaben, der am Sonntag auf einem Stedenpferd vor sein Quartier geritten käme, einen Friedenspfennig als Gedächtnisgabe zu schenken. Raum war der Sonntag da, so kam eine große Menge Stedenreiter vor das Pellerliche Haus, der Wohnung Piccolominis, geritten, und zwar mit einem solchen Tumult, daß der Herzog aufmerksam wurde und sich nach diesem sonderbaren Aufzug erkundigen ließ. Die eingeholten Nachrichten erregten in dem Herzog ein besonderes Wohlgefahlen und um die kleinen Reiter in ihren Offnungen nicht zu täuschen, ließ er sie auf den nächsten Sonntag bestellen. An diesem Tag kamen sie auch richtig wieder, und zwar in verstärkter Anzahl, und Jeder erhielt nun eine vieredige, 10 Kreuzer werthe, Gedächtnismünze, welche auf der einen Seite einen jugendlichen Stedenpferd-reiter zeigte mit der Jahreszahl 1650 und der Umschrift: „Friedens-Gedächtniß in Nürnberg.“ und auf der anderen Seite mit dem taiferlichen Doppeladler und: VIVAT FERDINAND III. ROM. IMP. VIVAT versehen war. Die Stedenreiter ritten unter Wirthschaftsruhen vergnügt nach Hause.

Mancher macht Karriere, weil er auf seinen Untergebenen herumreitet.

Es ist oft weit schwerer, das rechte Wort zu vermeiden, als es zu finden.